

300 Euro für drei Tage Musik

Deutsche Festivals kämpfen mit steigenden Kosten – trotz hohen Ticketpreisen geht die Rechnung bei manchen nicht auf

LIA PESCATORE

Die Temperaturen sind mit 20 Grad angenehm hoch für den frühen Juni, das Line-up krönen grosse Namen wie die Foo Fighters und die Toten Hosen: Die Voraussetzungen für «Rock am Ring» scheinen ideal. Und doch bleibt der grosse Besucherandrang aus. Nur 75 000 Tickets für das Rock-Festival am pfälzischen Nürburgring wurden in diesem Jahr verkauft – ein Sechstel weniger als im Vorjahr. Ähnlich mager fielen die Zahlen für das Schwesterfestival «Rock im Park» in Nürnberg aus. Daran konnte auch ein saftiger Rabatt, mit dem der Veranstalter Dreamhaus Kurzentschlossene vor Festivalbeginn noch lockte, nichts ändern.

Wie viel ist zu viel?

Viele Fans hatte «Rock am Ring» wohl schon knapp ein Jahr zuvor verloren, zum Start des Ticketvorverkaufs. 300 statt wie im Vorjahr 230 Euro verlangten die Veranstalter für drei Tage Musik und Schlafen im Zelt. Welche Bands auftreten würden, war da noch nicht bekannt. Das Verdikt in den sozialen Netzwerke war eindeutig: Bei diesen Preisen wolle man gar nicht wissen, was dann die Verpflegung auf dem Gelände kosten werde. «Andere Festivals kriegen es auch hin, vernünftige Preise zu gestalten, nur ihr irgendwie nicht», schrieb eine Instagram-Nutzerin. Die beste Antwort auf die «dreiste Preispolitik» sei es, dem Festival fernzubleiben, meinte ein langjähriger Besucher.

Drei Tage Musik für 300 Euro wollten sich viele nicht leisten. Andere konnten es nicht. Die Schwesterfestivals «Rock am Ring» und «Rock im Park» sind nicht die einzigen Open Airs, welche die Preise hochgeschraubt haben. Die Branche begründet dies mit explodierenden Kosten. Die Künstler, aber auch die Mitarbeiter vom Sicherheitspersonal bis zur Gastronomie verlangten mehr Geld. Fachkräfte und Produktionstechnik seien schwer zu bekommen, auch Transport, Catering und Unterkünfte seien teuer.



Wegen hoher Ausgaben mussten viele Festivals ihre Preise erhöhen.

CHRIS EMIL JANSSEN / IMAGO

Laut dem deutschen Bundesverband der Konzert- und Veranstaltungswirtschaft müssen Festivals rund 30 Prozent höhere Kosten als im Vorjahr tragen. Die Ticketpreise seien im selben Zeitraum um bis zu 15 Prozent angestiegen.

Ein Festivalsommer

Bei einigen geht die Rechnung auf: Die Schwesterfestivals «Hurricane» und «Southside» zählten Mitte Juni trotz höheren Ticketpreisen nur 5000 Besucher weniger als im Jahr zuvor. Das Open Air Wacken, das dieses Wochenende stattfindet, war bereits nach fünf

Stunden ausverkauft – obwohl das Festivalticket 299 statt 239 Euro kostete. Anders als «Rock am Ring» schaffte es Wacken offenbar, die Preiserhöhung den Kunden gut zu verkaufen. Im Ticket inbegriffen sind dieses Jahr vier Tage Festival statt drei – der erste Tag musste in Vorjahren separat gekauft werden.

Andere Festivals scheiterten jedoch bereits im Vorfeld an den logistischen und finanziellen Hindernissen. Dabei sind Neuankömmlinge ebenso betroffen wie Alteingesessene: Das «Download»-Festival am Hockenheimring, das auf 70 000 Besucher ausgelegt war und dieses Jahr zum zweiten Mal hätte statt-

finden sollen, wurde kurzfristig abgesagt, offiziell aufgrund von Engpässen bei der Produktionstechnik. «Bang Your Head», das seit 1996 in Baden-Württemberg stattfand, hat ganz aufgegeben.

Der Bundesverband für Konzert- und Veranstaltungswirtschaft schätzt, dass in diesem Jahr 10 bis 15 Prozent weniger Konzerte stattfinden als vor Corona. Besonders betroffen seien kleinere Festivals und Clubs, sagt der Geschäftsführer Johannes Everke. Das bereitet ihm Sorgen: Gerade die kleineren Veranstalter sorgten für Vielfalt – und buchten auch junge, unbekannte Bands, die bei den grossen Festivals oder Arenen oft noch

keine Bühne fänden. «Jede Headliner-Band hat einmal klein angefangen. Gibt es keine Plattform für den Nachwuchs mehr, fehlen irgendwann vielleicht auch die Main Acts», sagt Everke.

Kein Einbruch in der Schweiz

Auch in der Schweiz sind Open Airs teurer geworden: Um Macklemore, Kraftklub und The Lumineers in St. Gallen zu sehen, musste man 10 Prozent mehr bezahlen als noch vergangenes Jahr. Auch die anderen grossen Festivals wie «Greenfield», das Gurtenfestival oder das Open Air Gampel haben ihre Preise nach oben angepasst. Die Schweizer Anbieter sind mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie ihre deutschen Kollegen. Die Ticketpreise sind jedoch nur unmerklich gestiegen: Laut dem Branchenindex der Swiss Music Promoters Association (SMPA) kostete 2023 ein Tageseintritt oder Konzertticket im Durchschnitt 81 Franken, einen Franken mehr als 2019. In den Index fliessen über 2300 Veranstaltungen ein.

Der Schweizer Festivalsommer sei grundsätzlich erfreulich gestartet, sagt der SMPA-Präsident Christoph Bill. Das «Greenfield» habe den Besucherrekord vom vergangenen Jahr egalisiert, das Open Air St. Gallen sei ausverkauft gewesen. «Von einem Einbruch wie in Deutschland kann man in der Schweiz nicht sprechen.» Allerdings gebe es auch Veranstaltungen, die weniger Tickets verkauft hätten als vor der Pandemie, etwa das Open Air Frauenfeld.

Der Branchenverband in Deutschland schätzt, dass die Ticketpreise auch im nächsten Jahr hoch bleiben. In der Schweiz rechnet Christoph Bill gesamthaft mit keinen grossen Preissprüngen. Wesentlicher Kostenfaktor seien die Künstlergagen. Die Dichte an Festivals sei gross, und viele buhlten um die gleichen Bands. «Entsprechend kennen die Gagen nur eine Richtung, und zwar die gegen oben», sagt Bill. In diesem Punkt seien die Entwicklungen in Deutschland und der Schweiz gleich.

Riesenkristall kehrt an den Fundort im Bündnerland zurück

Verstorbener Winterthurer Immobilienkönig hortete den einst grössten Kristall Europas

PETER JANKOVSKY

Kulturgüter vor der Vernichtung durch einen möglichen dritten Weltkrieg zu bewahren: Das war die Mission des verstorbenen Winterthurer Immobilienkönigs Bruno Stefanini. Deshalb sammelte er sein Leben lang: Er kaufte, patriotisch gesinnt, Gemälde von Albert Anker oder Ferdinand Hodler. Er sammelte kuriose Dinge wie einen Mantel von General Guisan, Strümpfe von Napoleon oder Unterhosen der Kaiserin Sisi. Er erstand alten Ramsch auf Trödelmärkten, Nussknackerfiguren, Laternen, Fasnachtskostüme. Und er hortete historische und moderne Waffen, Munition und Gasmaskenfilter.

Ein 1150 Kilo schwerer Fund

Neben alldem ist Bruno Stefanini fasziniert von Kristallen. So kauft er einen 1150 Kilo schweren Kristall, der vom Piz Regina in der Bündner Surselva stammt – bei seiner Bergung im Jahr 2003 gilt er als der grösste Kristall Europas. Stefanini besitzt nebst mehreren tausend Wohnungen vier Schlösser, darunter jenes von Grandson am Neuenburgersee. Hier will er den Bündner Riesenkristall öffentlich ausstellen. Doch daraus wird nichts. Das Stück liegt über Jahre in einem Depot.

Der Winterthurer Immobilienkönig, Sohn eines italienischen Gastarbeiters, stirbt Ende 2018 im Alter von 94 Jahren. Danach beginnt die von ihm ge-

gründete Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte (SKKG) damit, Ordnung in seine gigantischen Sammlungen zu bringen. Ein Glücksfall für den Kulturverein Pro Lumerins. Er möchte den Riesenkristall in die Gemeinde Lumnezia, in welcher der Fundort liegt, zurückholen.

Mit Bettina Stefanini, der Tochter und Direktorin der Stiftung, einigt man sich auf eine Rückführung. Stefanini und der Stiftungsvorstand sind überzeugt, dass die Gegenstände aus der Sammlung erst einen Wert erhalten, wenn sie öffentlich gezeigt werden. Der Kristall wird in einen eigens hergerichteten Ausstellungsraum in der Casa Lumerins gebracht, und zwar als Dauerleihgabe. Seit dem vergangenen Wochenende ist der Riesenkristall dort öffentlich zu sehen.

Der Strahler Michael Flepp zeigt sich gerührt: Der Kristall ist endlich wieder in seiner Nähe. Flepp und sein Kollege Alfons Derungs hatten im Jahr 2000 den zirka 18 Millionen Jahre alten Kristall entdeckt. Auf einer Ausstellungstour zeigte er ihn ab 2003 in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Im Sauriermuseum im zürcherischen Aathal kommt es zur entscheidenden Begegnung, wie sich Flepp erinnert. Ein unscheinbarer kleiner, nachlässig gekleideter Mann sei an ihn herangetreten und habe gesagt: Ich will diesen Kristall, er ist ja der grösste Europas. Der erstaunte Flepp muss sich bestätigen lassen, dass es sich um Bruno Stefanini handelt, einen der bedeutendsten privaten Kunstsammler der Schweiz.

Stefanini möchte den Riesenkristall in seinem Schloss Grandson öffentlich ausstellen. Ihm schwebt eine Nachbildung der Bergkluft vor, aus der Flepp den Kristall herausgeholt hat. Flepp verkauft Stefanini das Stück für einen sechsstelligen Betrag. Denn die stete Sorge, bei den Transporten und Ausstellungen eine Beschädigung des Kristalls zu riskieren, zermürbt ihn allmählich.

Nur einmal ausgestellt

Der Kristallsucher wartet vergeblich auf den Start des Projekts im Schloss Grandson. Stefanini schreibt ihm regelmässig an Weihnachten eine Karte mit den besten Wünschen – samt der Anmerkung, der Riesenkristall sei immer noch nicht im Schloss, weil die Vorbereitungen nur stockend verliefen. In der ganzen Zeit wird der Kristall nur einmal ausgestellt, 2014 im Berner Kunstmuseum. Sonst ist er im Winterthurer Depot eingemottet. Stefanini sei das Projekt wohl wegen der Unmengen an Sammlerstücken über den Kopf gewachsen, vermutet Flepp.

Stefaninis Riesenkristall ist nun also heimgekehrt – in die Nähe seines kleinen Bruders: Im Jahr 2000 wurde ein zweiter, mit 950 Kilo etwas leichter Kristall gefunden. Dieser ist heute im Besitz von Pro Lumerins und wird ebenfalls ausgestellt. Dass aus der Grandson-Idee nichts geworden ist, erweist sich am Ende als positiv. Beide Kristalle sollen als kulturelle Attraktion den Sommertourismus in der Gemeinde Lumnezia ankurbeln.

Armee hilft aufzuräumen in La Chaux-de-Fonds

Museen nach Sturm aus Sicherheitsgründen geschlossen

LIA PESCATORE

Eine Woche ist seit dem heftigen Sturm vergangen, der innert Minuten Teile der Stadt verwüstete. Jetzt hat der Kanton Neuenburg die Armee zu Hilfe gerufen. 80 Armeeangehörige würden ab dem 2. August den Einsatzkräften vor Ort bei der Räumung von Strassen und der Umgebung von Schulhäusern helfen, teilte das Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport mit. Der Einsatz soll höchstens bis am 11. August dauern. Drei Tage später kehren die Kinder in die Schulen zurück. Und mit ihnen hoffentlich ein Stück Normalität.

Bisher kamen die Aufräumarbeiten nur schleppend voran. Bis zu 500 Personen pro Tag waren seit dem Sturm im Einsatz, räumten Herumgewirbeltes weg, sicherten, was abzustürzen drohte. Der Fokus lag auf der Stadt, auf ungesicherten Dächern, Ziegeln und Schornsteinen. Die Feuerwehr ist involviert, die umliegenden Kantone und Städte haben Korps zur Unterstützung geschickt. Die verwüsteten Parks und Schulhöfe blieben bisher unangetastet.

Museen, Zoos, Theater bleiben bis auf weiteres geschlossen. Das Strassenkunstfestival Plages des Six Pompes, das diese Woche hätte stattfinden sollen, wurde aus Sicherheitsgründen abgesagt. Auch die Feierlichkeiten zum 1. August wurden gestrichen. Keine Schauspieler, Artisten und Schaulustige in den Gassen. Statt Menscentrauben versperrten Kräne die Strassen.

Die Empfehlung für die Bevölkerung lautet nach wie vor, möglichst wenig Zeit draussen zu verbringen. Zu gross ist die Gefahr, von noch ungesicherten Teilen getroffen zu werden. Die Gemeinde will verhindern, dass das «trügerische Gefühl» der Normalität zu, wie Gemeindepräsident Jean-Daniel Jeanneret es in einem Interview nennt, zu früh einkehrt.

Am Montag vor einer Woche brauchte es nur wenige Minuten, um La Chaux-de-Fonds aus dem Alltag zu reissen. Der Wind fegte mit Geschwindigkeiten von bis zu 217 km/h durch die Stadt, riss Fassaden und Dächer mit, kippte Kräne und Autos um, zerstörte einen Kirchturm. Eine Person kam ums Leben, 42 weitere wurden verletzt.

Die Gemeinde hat die Zeit seither genutzt, um sich einen Überblick über das Ausmass der Schäden zu verschaffen. Die ersten Schätzungen der kantonalen Gebäudeversicherung haben sich bestätigt: Bis zu 5000 Gebäude wurden beschädigt, einige haben Teile ihrer Fassaden oder Dächer verloren, bei anderen ist nur ein Fenster zerbrochen. Besonders betroffen ist das Industriequartier Crêt-du-Loche. Insgesamt beläuft sich die Schadenssumme an Gebäuden laut der offiziellen Schätzung auf bis zu 90 Millionen Franken. Schäden an Fahrzeugen oder im Hausinnern, die von Privatversicherern beziehungsweise Hausratsversicherungen getragen werden, sind davon ausgenommen. Der Gemeindepräsident betonte, dass die Gesamtkosten des Sturms viel höher sind.